

(Nachdruck verboten.)

171

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

Von einem Vorsprung des Hügels sah der Jüngling zurück, zuerst auf die niedrigen Tagelöhnerhütten im Tobel, wo auch seine Wiege stand, dann auf die herrschaftlichen Sommeritze zu beiden Seiten und zuletzt, langsam vorrückend, über die Dächer des bäurischen Oberdorfs hinweg und hinaus auf die Landspitze, wo neben den zusammenhängenden, spitzegebigen Fischerhäuschen das breite Antwesen des Rats Herrn Stadler prangte. Heinrich ballte unwillkürlich die Faust und verzog den Mund zu einem frechen Lachen: „Ihr da unten! Herren und Knechtel! Und alles zusammen ist nicht größer als ein Schneckenhaus, ein Brummeln und Tuscheln für einfältige Ohren! Aber mir soll die ganze Welt noch singen und klingen!“

So kam er wieder munter an die Arbeitsstätte. Er bemerkte nicht einmal, daß da und dort, wo er grüßend an den Mannen vorüberging, spöttische Blicke an ihm hängen blieben. Dagegen sah er seinen Gespannen nur ungern inmitten einer Gruppe stehen und Kraftstücke vorführen.

„Meinst Du?“ sagte Jörg zu einem anderen und spuckte in die Hände. Dann packte er einen dicken Stamm, schwang ihn mit einem Ruck auf die Achsel und warf ihn dann wieder zu Boden. „Probier's, Du Föbel! Dem, der mir's nachmacht, zahl' ich einen Doppelliter!“

Der andere konnte ihn kaum von der Stelle bewegen und mußte ein böses Gelächter über sich ergehen lassen. Von allen war nur der schwarzarmige, sehnige Schmied, der sich die Leistung zutraute, und auch dem gelang sie bloß zur Hälfte. Erst als niemand mehr daran dachte, machte sich der junge Stadler, den das prächtige Wintervergnügen auch hinaufgelockt hatte, heimlich ans Werk. Er war ungefähr von gleicher Größe und Statur wie Jörg, vermutlich ein scharfer Paukbruder, der seine Muskelkraft nicht rosten lassen mochte. Wirklich, wenn auch erst nach etlichen Anläufen, gelang es ihm, den schweren Brocken hinaufzubringen, was um so mehr Beifall erweckte, als es nicht einer erwartet hatte.

„Zahl aus, Sugenobler! Wer prahlt, bezahlt!“ rief der Schreiner Frid schadenfroh.

„Tha — auf die Art, mit Ach und Krach ist's keine Kunst!“ warf der Gefoppte mit Verachtung hin und suchte in der Runde, bis er ein gut um die Hälfte schwereres Probestück gefunden hatte. Dieses Herrenföhnchen war ihm ohnehin ein Dorn im Auge.

„Gilt die Wette — auf entweder — oder — um einen halben Napoleon?“ fragte er den Studenten, der ein weißes Wams, weiße Nebelkappe und Reistiefel trug.

„Nach keine Dummheiten! Das will mir an Dir nicht gefallen!“ warnte Heinrich, schon wieder bereuend, daß er nicht lieber bei der Marei geblieben war.

„Es gilt!“ sagte der Herausgeforderte kurz. Er stand da wie einer, der Grasschaften zu verschenken hat, breitbeinig, die Hände hinten eingestemmt.

Jörg wurde sichtlich blaß, als er, die Schultern werfend, zuerst einmal die genaue Mitte des mächtigen Klozes maß. Dann gab es einen harten Ruck, daß all seine Gelenke knackten, der Stamm fuhr zwar in die Höhe, aber der Athlet verlor das Gleichgewicht und ließ ihn, kaum die Achseln berührend, hintenüber fallen. Der starke Bursch zitterte am ganzen Leib wie ein halbtot gehobtes Kofz, sein Gesicht war ohne ein Tröpfchen Blut, schrecklich anzusehen, und alle mochten darauf warten, ihn im nächsten Augenblick von einem Knacks oder Blutsturz wanken zu sehen. Er holte jedoch langsam wieder Atem, dabei überlegend, ob die Wette für ihn gewonnen oder verspielt war. Der Student bekam fast alle Stimmen. In dessen machte dieser dem Streit ein vorläufiges Ende, indem er großartig seine Börse zog und dem anderen ein Goldstück zuwarf. Es fiel vor Jörgs Füße platt auf den festgetretenen Schnee.

„Daß es liegen — zur Teufel!“ knirschte Heinrich empört, als dieser in seiner Geldgier richtig eine Bewegung machte,

es aufzuheben. Zu spät empfand Jörg die ihm damit zugedachte Beleidigung. Es galt darum nicht mehr für voll, wie er schließlich fecht machte und trotzig sein Handwerkszeug ergriff.

Stadler junior hingegen hatte genau auf Heinrich Anderegg acht gegeben und ging jetzt händelsuchend auf diesen zu.

„Was haben denn Sie sich in diese Sache zu mischen, wenn ich fragen darf!“ sagte er schroff — der aufgelegte akademische Kaufbold. Man sah wohl, daß ihn keinerlei Antwort von einer Gewalttat abhalten konnte.

Auch Heinrich merkte, wohin der Feind wollte. Er trat deshalb einen Schritt zurück, um seine Abneigung gegen Lätlichkeiten offen darzutun und fragte nur ganz sachlich zurück: „Würden denn Sie im umgekehrten Fall das Geld aufgehoben haben?“

„Ich denke: nein! Aber nun sagen Sie — was kümmert Sie denn das? Das möchte ich wissen!“

Da konnte sich auch Heinrich nicht mehr bezwingen, obwohl er das Nächstfolgende voraussah.

„Somit sind Sie ein frecher Broz — schamlos bis dort hinaus!“ schrie er dem anderen zu und streckte zugleich abwehrend die Hände vor, immer noch in der Hoffnung auf eine rettende Dazwischenkunft. Worauf wartete Jörg? die Angst vor einem Schlag ins Gesicht, dessen er nicht fähig war, machte Heinrich im Nu zum erbärmlichsten Feigling. „Jörg!“ wollte er rufen. Aber die Ohrfeige traf ihn noch zuvor, worauf er mehr vor Schmach und Verzweiflung als wegen dem erhaltenen Schlag über einen Stamm auf den Rücken fiel. Etliche brutale Gesellen lachten laut dazu, als gönnten sie dem Federhücher von Herzen die Versicherung.

Rachsüchtig, am Boden liegend, sah er nun dem Unbermeidlichen zu, das selbst die Stimme eines Gottes aus den Wolken nicht mehr hätte aufhalten können. Er sah wie Jörg die schnell gebildete Kette der Abwehr gleich einem Faden zerriß und den jungen Stadler, der mit einem drohenden: „Nimm Dich in acht, Kerl!“ stehen blieb, förmlich in Grund und Boden rannte. Was weiter geschah, konnte Heinrich nicht verfolgen, weil nun sogleich alle drauf zustürzten, zu einem wirren Knäuel geballt. Aber kaum er selbst wieder auf den Beinen stand, da knallte ein Schuß. Die Männer fuhren auseinander, der Student, mit der Waffe in der Hand, aus Mund und Nase blutend, sprang auf den Jörg — bei Gott! blieb hingestreckt liegen.

„Es hat mich — der Galgenstiel!“ stöhnte er nur mehr schwach und fiel darauf gleich in Ohnmacht. Keiner vergriff sich an dem schönen Schützen, der doch den Streit frech beschworen hatte. Keiner ließ auch nur ein leises Wort des Tadels fallen. Elende, feige Knechte und Duckmäuser umstanden sie den überzwerchen Herrenföhn, der sich mit Schnee Gesicht und Hände wusch, und sagten sich schlaun: „Was geht es mich an? Ich will mir da keine Suppe einbrocken!“ Ein geborener Schübiak und Speichellecker zeigte sogar unberührt auf Heinrich Anderegg: „Der ist an allem schuld! Gätt' er sein Maul gehalten!“

Der Beschuldigte hörte es nicht mehr. Nach einem einzigen Blick auf die todankündenden Züge seines treuen Rächers lief er, was der Boden gab, dem Tale zu. Die anderen machten Jörgs Schlitten zum Transport zurecht.

Aber wirklichen Gewinn zog nur einer aus diesem Handel, und das war der verstoffene Schreiner Frid, der einen guten Moment erpakte und das vergessene Beinhakenstück schnell in einem Stiefelschaft verschwinden ließ.

Mit der Kantonsrätin ging es zu Ende. Die zunehmende Herzschwäche hatte noch die Wassersucht im Gefolge, und in den letzten Märztagen erklärte der Arzt, daß der Tod nicht mehr aufzuhalten sei. Die Kranke fühlte es selbst am besten, denn das Atemholen wurde ihr von Tag zu Tag schwerer. Die Erstidungsanfalle wiederholten sich reich, und endlich wünschte sie nichts sehnlicher herbei als ihr letztes Stündlein.

Am Morgen des Tages, der die Erlösung brachte, hatte sie Sohn und Tochter noch einmal allein an ihr Bett gerufen. Eine Menge teurer, köstlicher Erinnerungen aus deren Kindheit bestürmte die scheidende Seele. Wahrlich, sie

brauchte ihren Lebtag nicht zu bereuen, hatte sogar ein redlich Teil zum Wohlstand des Hauses beigetragen, und war dazu nicht geplagt von jenen bitteren Sterbensgedanken, die ein ungerechter Wandel am Ende zeitigen muß. Die Ereignisse des ihrigen Lagen unbestimmt da, wenn auch nicht so ganz ohne die Beschönigung der Selbstgerechtigkeit, in welche glückseligere Menschen so gern verfallen. Von schweren Kämpfen war sie bis zu Beginn ihrer Krankheit immerdar verschont geblieben. Das Glück hatte sie in mancherlei Gestalten: der Zufriedenheit, des Behagens und Gedeihens, fast auf Schritt und Tritt begleitet, und von all den Ragetierchen des Herzens, als da sind: Armut, Schuld, Neid, Haß, Eifersucht, hatte ihr schließlich nur die letztere über Gebühr Schmerzen verursacht. Ihr Gefährte war nämlich trotz seiner fünfundsüßzig Jahre, wenn er wollte, noch ein rüstiger Hochzeiter, der auch unter den Jüngsten noch wählen konnte. Und dieser Gedanke freilich hatte scharfe doppelte Schneide. Er zeigte einmal ihre Entbehrlichkeit hienieden, ließ sie sogar fürchten, dem Manne schon lang zur Last zu fallen, und drückte sie nieder mit der Vorstellung einer jungen hübschen Nachfolgerin, welche allmählich „die Spur von ihren Erdentagen“ auslöschen werde. Gleichwohl fand sie nicht den Mut, dem Gatten ein Gelübde abzunehmen, keine zweite Heirat zu schließen. Auch sann und sann sie vergeblich darüber nach, wie sie sich anders die Alleinherrschaft hätte sichern sollen. Die tiefere Verkettung fehlte — ihre Seelen waren zu lange wunschlos nebeneinander hergegangen, versunken im Einerlei eines unbestrittenen Wohlergehens. So mußte sich die Ärmste in der Sorge um ein liebevolles Angedenken zuletzt ganz an die Kinder halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Arbeiter.

Eine soziale Wanderung von Kurt Eisner.

II.

Die Schleif- und Polierwerke, die das halb veredelte Spiegelglas zur Fertigstellung nach Fürtich liefern, sind überall in der Oberpfalz verstreut; sie folgen den Flußläufen, deren Wasser ihnen die mechanische Kraft gibt. Ich sah die entlegensten dieser Werke. Bei einer Wanderung im Murrntal schon nahe der böhmischen Grenze. Diese Hütten des Murrntals gelten als die verhältnismäßig erträglichsten in diesem Gebiet und ich besuchte sie an einem heiteren warmen Herbsttage, nicht im Winter, wo sie versteinert liegen. Ich besuchte sie am Tage und nicht in der Nacht. Und ich sah sie endlich gerade an dem Tage, da vierwöchentliche unfreiwillige Ferien zu Ende gegangen waren und der Betrieb wieder aufgenommen wurde; da herrschte noch etwas der Feiertagsstimmung, wie Ausgeruhtheit und Behaglichkeit. Die Hezjagd war noch im Gange. Wenn trotz dieser günstigen Umstände sich die Verhältnisse mehr wie Ausgebirten eines toll gewordenen Menschenquälers, wie kapitalistische graubare Fieberträume, denn wie Wirklichkeit darstellte, so mag man einen Begriff davon erhalten, welche Eindrücke ein Wanderer mit sich nehmen würde, der in einer eifigen Winternacht die schlimmsten dieser Arbeitsstätten besuchen würde.

Ueber Schwandorf—Vodenwöhr zweigt das Bähnchen von der Hauptlinie ab, das nach Reunburg vorm Wald führt. Es ist ein lustiges altes Städtchen, dessen helle Häuser bergwärts zum Schloß und zum Dom klettern. In seinen Hauptstraßen scheinen nur Gasthäuser zugelassen zu sein, ehemalige Klöster und Schlößer sind da zu Bierbrauereien umgewandelt, die das billigste Bier der Erde hervorbringen; denn in der Oberpfalz kostet das Liter nur 20 Pf. In einer kleinen Wanderung erreicht man von hier den Wald, noch eine ammutige Ortschaft und dann geht es hinauf in die unendliche Einsamkeit des ernsten Tales. Wald springt am Bach die erste Ansiedlung schroff und plump empor. Trotz ihres Alters haben sich diese ungefügen Gebäude nicht in diese Wald-einsamkeit hineingewöhnt. Sie sind fremd geblieben in der Natur, in ihrer nackten geschäftlichen Dede. Sie sollen Gewinn abwerfen, Produktionskosten sparen, nicht Menschen freundliche Hausung gewähren. Um die langgestreckte Scheune, die das Werk birgt, ein paar armeneliche Hütten, in denen die Menschen wohnen. Diese Hütten sind der Stolz der Murrntalwerke, denn anderwärts haben die Arbeiter überhaupt keine Wohnung, sondern sie haufen unter dem Dach der Hütte oder in der Werkstätte selbst. Alles ist schmutzig, verfallen, wie unfertig. Und die Dede der Ansiedlung wird noch gesteigert durch die Blutfarbe, die Häuser, Vodengegenstände und vor allem die Menschen beschmückt. Alles ist von diesem abschaulichen Rot besetzt, das die Leute dort Pottie nennen: Es ist das Polierrot (Eisenoxyd), das zum Polieren des Glases verwendet wird. Der Farbstaub dringt überall ein, malt die Gesichter und die Hände, die Haare, die Kleider, die Wäsche, die Betten. Die Zeitung, die sie lesen, ist rot gefärbt, der Lohnzettel, ebenso wie der Brief, den sie schreiben. Ein Brief von einem Glaspolierer verrät auch unerschrocken und ohne Poststempel den Ursprungsort durch die roten Flecken. Der

Farbstoff macht die Generation, die hier das in Familienbetrieb überlieferte Gewerbe ausübt, zu einer Rasse von Rothhäuten. Die Wiege, die der ewigen Arbeit neue Opfer nährt, ist ebenso rot betupft wie das Leichenhemd, das das Opfer erledigt. Dieses entjüngliche, schmutzige alldurcbdringende Rot wird nur beschattet von dem tiefen Schwarz der politischen Färbung. Denn in der Oberpfalz herrscht das Zentrum, und christ-katholische Geistliche lehren in schöner Toleranz allsonntäglich die braven Arbeiter, daß sie geduldig für alle Zeiten die „Spiegeljuden“ von Fürtich zu füttern hätten. Im Murrntal freilich hat die sozialdemokratische Aufklärung schon die Köpfe erhellt. Und dieser ferner tüchtige Menschenschlag gewinnt durch den neuen Glauben die Kraft, der kapitalistischen Zerstörung ihres Daseins in tätiger Hoffnung Widerstand zu leisten.

In drei Abteilungen, die auch räumlich getrennt sind, vollzieht sich das Schleifen und Polieren des Rohglases. Die Technik der Kraftzuführung hat sich den modernen Möglichkeiten angepaßt. Das große Wasserrad leitet in direkter Umiegung die Kraft zu. Daher die unfreiwillige Pause der Arbeit bei Trockenheit oder Ueberschwemmung. In diesen Pausen erhält der Arbeiter nichts. Nur wenn wirtschaftliche Ursachen Arbeitseinstellung veranlassen, wird neuerdings eine Entschädigung bezahlt, 8 Mark die Woche für den Mann, 3 Mark für die Frau. Aber selbst wenn bei nicht allzu niedrigem Wasserstande der Betrieb noch nicht eingestellt zu werden braucht, so wirkt die verminderte Kraft auf die Arbeitsleistung ein und senkt den elenden Allordberdienst noch mehr. Binnen einem Jahre mühten die Murrntalleute sieben Wochen (Oktober 1908 vier Wochen, Februar 1909 drei Wochen) wegen elementarer Ursachen ohne jede Entschädigung, vier Wochen (August—September 1909) wegen angeblich schlechten Geschäftsganges feiern. Aus der ewigen Arbeit werden die Menschen in die Untätigkeit und in den Hunger gestürzt und die Mühe befehlt deshalb nicht ihre verbrauchte Energie, sondern zermürbt sie vollends, so daß sie gebrochen schließlich nur noch von einem Wunsch getrieben werden: nur Arbeit haben, gleichgültig unter welchen Bedingungen. Diese „Ferien“ sind höchst wirksame Antreiber für die Unterneher.

Das Rohglas wird zunächst poliert. Auf großen Eisenscheiben von vier Meter Durchmesser werden die Gläser in zwei Quadranten aufgegipft. Auf zwei viereckigen Marmorblöcken von derselben Größe werden ebenfalls Gläser aufgegipft. Der Schleifer hat dann diese Marmorplatte, die mit den Gläsern etwa 5 bis 6 Zentner wiegt, äußerst behutsam auf die Unterlage zu schieben. Jeder Bruch einer Scheibe ist — wie in dem ganzen Produktionsprozeß überhaupt jede Beschädigung oder Unvollkommenheit — von dem Arbeiter zu zahlen. So ruht nun Glas auf Glas. Und indem die untere Scheibe wie die darauf liegende Platte in gegenläufig rotierender Pfeilschnelle Bewegung gesetzt wird, schleifen sich die Gläser aneinander. Nun beginnt die höchst verantwortungsvolle Leistung des Schleifers. Fließendes Wasser bespült ständig die Scheiben; der Arbeiter aber hat in regelmäßigen Abständen Sand hinaufzuwerfen, erst gröberer, dann immer feineren, sieben Sorten nacheinander, darauf noch drei Sorten Schmirgel. Wenn neuer Sand gestreut wird, so zischt es auf wie Meeresbrandung, ist doch auch das Meer die große Schleifmühle der Kiesel. Aber die schrillen spitzen Obertöne scheiden diese künstliche Brandung peinigend von der erhabenen ruhigen Sturmgewalt der Natur, die im stärksten Brausen noch die Schönheit des Orgelklangs bewahrt. Alle Geräusche der Industrie quähen. Das mächtige Verebben des schreienden Zischens zeigt dem Schleifer, daß er wieder Sand auf die Scheiben zu werfen hat.

In acht bis neun Stunden sind die Scheiben auf einer Seite geschliffen und werden gewendet. Die Arbeit wiederholt sich, so daß das Schleifen der Scheiben auf beiden Seiten den ganzen hier üblichen 16stündigen Normalarbeitstag erfüllt. Nicht nur die Scheiben, sondern auch die Menschen werden aneinander gerieben und schmerzhaft geschliffen. Hat der Sandsortierer seine Arbeit nicht sorgsam geleistet, so mikraten dem Schleifer die Gläser. Ist der Schleifer aber unachtsam gewesen, so vermehrt er die Arbeit und mindert den Lohn der Douciererin, die in der Regel seine Frau oder Tochter ist. Aus der Schleiferei nämlich wandert die Scheibe in den Doucerraum, wo Frauenarbeit herrscht. Hier wird mit der Hand die Feinschleiferei vollendet. Mit Hilfe einer Glasscheibe und feinsten Schmirgels fährt die Arbeiterin unablässig über die zu schleifende Spiegelscheibe hin und her. Hat der Schleifer gut gearbeitet, so ist wenig auszubessern, sind starke Mängel, so beansprucht die Veredelung viel Zeit, und die gelohnte Stückzahl vermindert sich. Der Doucerraum ist zugleich Wohn- und Schlafraum, Küche und Kinderstube der Arbeiter. In dieser menschenleeren Gegend wird mit dem Raum gepart wie in der Hauptstraße einer Weltstadt. Schon die unendliche Arbeitszeit, die notwendig ist, um ein paar Mark zu verdienen, fesselt ja den Arbeiter unablässig an die Arbeitsstätte. Warum soll er da nicht gleich ganz wohnen. Das haben sich in vielen Werken die Vessiger zunutze gemacht und nicht nur die Douciererin, sondern alle Arbeiter wohnen in, neben und über dem Werkraum. Emil Girbig schilderte kürzlich im „Nachgenossen“, dem Organe der freien Gewerkschaft der Glasarbeiter solche Wohnungsverhältnisse: „Die Wohnungen befinden sich fast ohne Ausnahme auf dem Boden der Polierwerkstätte. Die Räume sind aber nicht abgeteilt. Ein großer Vodenraum gilt als Aufenthaltsort für sechs bis acht Familien. Es steht das Bett, in dem die Eltern schlafen, dicht neben dem Bett der Kinder; dazwischen steht der Doucierblock und das Faß mit Wasser zum Abspülen der doucierten Gläser. Dann folgen die Betten der Nachbarn

und Mitarbeiter. Es gibt keine Scheidewand. Jahraus, jahrein haufen die Familien nebeneinander. Die Kinder werden in den Räumen geboren; und wenn der Tod an den Arbeiter herantritt, dann stirbt er unter dem Dach und bleibt auch in diesem gemeinsamen Raum drei Tage bis zur Beerdigung liegen. Die Geschlechter sind nicht getrennt und eine bayerische Verordnung, die die Trennung verfügte, wird kaum gehalten, wie denn für dieses ganze Arbeitsgebiet alle Schutzmaßregeln verfallen.

Aus den Händen der Douciererin kommen die Scheiben in den Polierraum. Wieder werden die Gläser auf große Bänke aufgegipft und darüber fährt dann, von einem Gestänge geführt, ein schwerer mit Filz bekleideter Block. Eng aneinander, oft zu Hunderten, stehen die Blöcke nebeneinander, so eng, daß ein ungeübter Mann nur mit äußerster Gefahr durch das Getriebe hindurchzugleiten vermag. Der Polierer aber, der eine die einzelne Arbeitskraft weit übersteigende Anzahl von Blöcken zu bedienen hat, wenn er leben will, drückt sich zwischen den Blöcken hindurch und richtet sie, damit der Filz allmählich alle Teile der Scheibe gleichglättet. Eine dieser Polierfamilien, die ich besuchte, hatte nicht weniger als 72 Blöcke zu versetzen. Alles Neutzen der leidenden Kreaturen in der ganzen Welt, alles Heulen der Schmerzen auf Erden scheint sich in diesem Raum vereiniget zu haben. Hier beginnt das Polierrot seine Wanderung in alle Poren des Betriebes und der Gegend. In diesem Gedäch und Geheil verbringt der Polierer sein ganzes Leben. Er wird schwerhörig, und man muß laut zu ihm sprechen, wenn man sich draußen auch in der Waldstille mit ihm verständlich machen will. Sein ganzes Leben — buchstäblich! denn hier wandelt sich die 16stündige Arbeitszeit in die 24stündige Endlosigkeit. Tag und Nacht fahren die Polierblöcke gepenstig hin und her und sie bedürfen unablässig von Zeit zu Zeit der Wartung, sei es, daß die Lage verändert werden muß oder Polierrot hinzuzufügen ist. Die Arbeiter haufen Tag und Nacht in diesem Grauen. Am Montag in aller Frühe beginnt das Nachern und endigt erst, wenn die Kirchenglocken des nächsten Ortes Sonntags zum Christendienst rufen; denn die erforderliche Religionsübung läßt sich eben doch nicht im Polierraum vornehmen. Während der ganzen Woche kommt der Arbeiter nicht aus den Kleidern. Wohl kann er, wenn die Blöcke richtig laufen, eine Weile sich auf einer Bank niederstrecken; aber er ist die ganzen 24 Stunden des Tages zur Arbeitsbereitschaft verpflichtet. Will er ein paar Nachstunden ungestörter Ruhe haben, so muß er sich entweder von Familienmitgliedern vertreten lassen, oder auf seine Kosten einen Hilfsarbeiter stellen. Auch seine Arbeitsleistung hängt in ihrem Ertrag wesentlich ab von dem Zustand, in dem ihm die Douciererin die Scheiben überliefert.

Der Polierer weiß nichts von der Welt. Sein ganzes Dasein ist erfüllt von dem Lärm der Polierblöcke, dem roten Polierstaub und dem Kampf mit dem gemeinen Hunger.

Selma Lagerlöf.*)

Die schwedische Akademie, die in der Verteilung des Nobelpreises für Literatur schon so manchen Mißgriff getan, hat diesmal nach langem Sträuben sich dazu entschließen müssen, der dichterischen Persönlichkeit diese Ehrung zu verleihen, die durch ihr Genie und ihre Stellung in der Literatur vor allem dazu würdig war: Selma Lagerlöf. Die Dichterin ist neben Strindberg die großartigste künstlerische Erscheinung, die gegenwärtig das Schrifttum Schwedens aufweist. Aber während der faustische Problem-dichter und Grübler in seinen vielgestaltigen Wandlungen eine allgemein europäische Entwidlung durchmachte, ist Selma Lagerlöf die berufenste Hüterin des unerschöpflichen Schatzes an Poesie, den die schwedische Erde birgt, „Mutter Sveas liebstes Patentkind“. Sie hat eine neue Epoche in der Geschichte der schwedischen Dichtung gegründet, in der die nationalen Heldengestalten der Vergangenheit zu einem neuen leuchtenden Leben erweckt wurden, der wunderfame Zauber der Volkspoesie, die uralte Schönheit der alten Bauernkultur aus verborgenen Tiefen in dem befreiten Strom eines reichen Künstlerturns durchbrach. Ein ganzes Dichtergeschlecht stand in den neunziger Jahren um sie, als dessen Mittelpunkt sie schon heute klassische Geltung besitzt. Schwedens größter Dichterin, der in der ganzen Welt gefeierten Erzählerin, einem der stärksten Talente, die heute überhaupt schaffen und wirken, gebürte in erster Linie die Gabe, die eine schwedische Akademie zur Förderung und Anerkennung literarischer Verdienste verwenden sollte.

*) Die Werke Selma Lagerlöfs sind in guten deutschen Uebersetzungen in A. Langens Verlag in München erschienen. Die wunderbare Reise des Nils Holgersson, diese befehle und anschauliche Schilderung von Schwedens Land und Tierwelt, wohl das beste Kinderbuch der letzten Jahre, ist jetzt von demselben Verlage auch in einem Bande herausgegeben. 95 Illustrationen und acht farbige Vollbilder von Wilhelm Schulz schmücken ihn. Leider ist das (etwas schwer geratene) Buch für Arbeiterkinder zu teuer. (Preis broschiert 10 M.) Der Verlag sollte einen billigen Auszug daraus von der Verfasserin selber veranstalten lassen. — „Gösta Berling“ und „Eine Guts-Geschichte“ sind auch bei Neclam zu haben.

Wie ein einfach schlichtes stilles Märchen klingt die Geschichte von dem Leben dieser Frau, die lange Jahre als Lehrerin in einer kleinen Stadt den Kindern Schreiben und Rechnen beibrachte und dann plötzlich aus engstem Kreise emporstieg. Da lebte sie, nachdem sie das Lehrerinnenezamen gemacht und durch das Seminar hindurchgegangen war, eine ganze Reihe von Jahren in der südschwedischen Stadt Landskrona, ein stiller, in sich gelehrter Mensch, eingepolten in ihre Träume und Visionen, sich verlegend in die wundervolle Landschaft ihrer Heimat, aus der ihr die Gestalten märchenhafter Kindergezeiten lebhaftig entgegenstrahlten. Da kam im Frühling 1890 in ihre weltferne Einsamkeit zufällig die Kunde von dem Preisauschreiben einer Stockholmer Frauenzeitung, das eine „Novelle von ungefähr 100 Seiten“ forderte. Die Zweiund-dreißigjährige sandte Fragmente aus einem Buch ein, in dem sie ihre Phantasien festgehalten hatte; es waren Teile jenes Werkes, das weit über Schweden hinaus ihrem Namen Klang und Liebe erwecken sollte — aus Gösta Berlings Saga. Aus der Jugendzeit her hatten sie die Klänge dieser Traumgeschichten durch ihr Leben geleitet; diese hellbunten Gestalten, die aus Wirklichkeit und Phantastik zu einer geheimnisvollen höheren Existenz geläutert waren, hatten ihre Mädchenzeit umschwebt, waren ihr entgegengetreten auf allen Wegen und Stegen des sagenreichen Wermlands, das sie geboren. Aber spät erst war ihr der Gedanke gekommen, diese Visionen, die aus den grauen Nebeln der Heiden, der grünen Düsternis der Wälder und den glänzenden Seen aufzutauchen, die sie bedrängten und nach einer Befreiung durch die Dichtung sich sehnten, in dichterischer Form festzuhalten. Sie suchte lange nach dem rechten Stil, der all das Eigentümliche dieses Stoffes bewahren würde und fand ihn endlich in jener wunderbaren Verbindung realistischer Beschreibung mit romantischer Märchenämmerung, von moderner Psychologie mit kraftvoll anbeutenden Knappheit der isländischen Saga. Der große schwedische Romantiker Almqvist und der Wiedererwecker nordischer Bergangenheit Björnson waren ihre Helfer bei diesem schwierigen Werke der reinen Ausformung und Durchbildung eines künstlerischen Stils, wie er so vollendet, originell und geschlossen wohl selten in einem Erstlingswerk ausgeprägt worden ist.

Die Szenen aus dem Leben der „Kavaliere auf Ekeby“, die des dämonisch genialen, leidenschaftlich dahinstürmenden Gösta Berling Gestalt zur Einheit zusammenfassen, zeigen schon all die Wunder in vollster Ausbildung, die der Dichterin Selma Lagerlöf die gütige Waldfrau der schwedischen Volksmärchen in der Wiege verliehen hatte. Eine gewaltige, fast übermächtige Phantasie, deren unaufhörlich andringende Bilder nur mühsam von einer erciaunlichen Schärfe der Beobachtung und Klarheit des Sehens gebändigt werden und die Fähigkeit des Spannenden, nie ermüdenden Erzählers, das aus einer Situation notwendig eine andere erwachsen läßt und, stets weiter wirkend an dem bunten Teppich der Dichtung, ein herrliches „Webemeisterstück“ entstehen läßt. Es ist unmöglich, die Schönheiten dieses Buches auszuschöpfen, das die ganze ursprüngliche Darstellungskraft der Volksdichtung hat und zugleich die geläuterte Reife eines ästhetisch feinen Schöpferwillens. Der tolle Wagemut und die lebemannische Wildheit, die der größte Lyriker Schwedens, Michael Bellmann, in den Balladen seiner Gelben Fremden und Nowitz in die Schnörkel und Zierrate des Rokoko gebannt, eint sich mit einer romantischen Begeisterung der Natur und einer modernen Zergliederung der Seelen zur allseitigen Schilderung einer Zeit, eines Volkes, einer Welt. So ist denn Gösta Berling auch bei uns ein Volksbuch geworden, das große Verbreitung gefunden hat. Die Dichterin aber, die wohl selbst die Dürst haben mochte, mit diesem Erstlingswerk ihren Höhepunkt erreicht zu haben, versuchte sich an neuen, ganz anders gearteten Aufgaben und bewährte auch hier ihre Meisterschaft.

Ihre Stellung als Lehrerin hatte sie nach dem Erfolg von Gösta Berling aufgegeben; ihr ganz von den Bildern der Heimat erfülltes und doch nach Märchen fernem sehnsüchtiges Gemüt verlangte in die Fremde, und der größte Gegensatz zog sie an, die Schönheit des Südens, die Myriade des Orients. Aber auch vor den Werken italienischer Kunst, in der üppigen Sonnenhelle Siziliens, an den geheiligten Rätzen Jerusalems vergaß sie die heimliche Rebellstimmung des Nordens nicht. Nach ihren Reisen hat sie sich wieder in einer schwedischen Provinzstadt niedergelassen, in der alten Bergwerkstadt Falun, die der Schauplatz so vieler Sagen und Geschichten ist, in der Hauptstadt des uraltschwedischen Dalecarlien, und die Erlebnisse der fremden wunderbaren Gegenden vereinten sich mit ihrer tiefen Liebe zum Vaterland in der Synthese ihres großartigsten Romans „Jerusalem“. Vorher hat sie im „Antichrist“ den stärksten Gegensatz zu ihrem Hymnus auf Schwedens Schönheit angeschlagen und die klassische Landschaft Siziliens zum Rahmen einer tief sinnigen Erzählung gewählt. Signorellis Fresken in Orvieto, die den Ernst und das Grauen des jüngsten Gerichtes so erschütternd malen, erweckten in ihr den Plan, die Wunder des Antichrist in der Gegenwart aufleben zu lassen und mit der sozialen Frage zu verbinden. Aber ihre Phantasie hob alles empor aus der nichternen Wirklichkeit in die romantische Traumhelle der Wunderstadt Diamante, übergießt alles mit Purpur, Gold und Sgur. Und doch ist diese schönheitsdrunkene Schilderung ewigen Himmelblaus und üppiger Fruchtbarkeit der sehnsüchtige Lobgesang eines Nordländers, der seine eigene Mysterien- und Märchenstimmung hinein trägt in die klare Heiterkeit der antiken Landschaft, der die Sonnenhelle durch

den Schleier einer dunklen Schwärmerie dämpft. Das ewige Sinnen und Trachten der germanischen Seele nach wunderbaren Weiten lebt sich in diesem Lobgesang auf des Südens Herrlichkeit, und sie hat diesen tiefinnerlichen Drang objektiv in der Schilderung der schwedischen Bauern gestaltet, die aus schwerer Seelennot heraus nach dem gelobten Lande ziehen. Dieser Roman Jerusalems, an Größe der Komposition und Inbrunst des Erlebens noch über der Gösta Berling-Saga stehend, ist eine gewaltige Epopöe, in der die Dichterin grandiose Töne der Tragik findet und eine monumentale Schilderkunst entfaltet. Besonders der erste Teil ist recht eigentlich der Roman des schwedischen Bauern, dessen Seele sich am tiefsten in seinen religiösen Anschauungen offenbart. Ein historischer Vorgang, das Auftreten des seltsamen Propheten Erik Jansson in Dalekarlien und die Auswanderung einer ganzen Schar von Bauern nach Palästina, geben den Ausgangspunkt. Die Dichterin führt uns mitten hinein in die enge düstere, leidenschaftliche, wilde und ekstatisch erregte Welt der Bauern, indem sie die Geschichte eines Geschlechts, der Ingmarssöhne, darstellt. Aus tiefer Not und felsenfestem Glauben erwächst diesen Menschen notwendig das lodende Verheißungswort: Jerusalem. Wie sich nun aus diesem einen Teil die ganze Bewegung entfaltet, wie sich die Schwärmerie zu immer wilderer Ekstase entwidelt und endlich zur Latwina anwächst, das wird in dem ersten Band von Jerusalem geschildert. Vor dem Seherbild der Erweckten verschwindet die armlische Heimat, und die Weite der ganzen Welt tut sich vor ihnen auf, die unendliche lodende Ferne des Meeres, die Pforte des heiligen Zion; mit dem Auszug nach Jerusalem schließt der erste Teil in einem ergreifenden Finale ab.

Die dichterische Schönheit dieses Werkes ist von einer einfachen Klarheit, von einer überzeugenden Kraft, die jedes Uebermaß des Gefühls und der Worte vermeidet. Die beiden Tonarten, über die Selma Lagerlöf als Meisterin gebietet, der unruhig schwere anbedeutende Valladentent und die einfach kindliche Märchenbuntheit, haben ihre Wirkung miteinander vereinigt, um einen ganz neuen Stil hervorzubringen. Schon im zweiten Teil von Jerusalem, der ins heilige Land führt und das Schicksal der dalekarlienischen Bauern in dem fremdartigen Milieu des Morgenlandes darstellt, verjagt bisweilen die Kraft und eine verschwimmende Weichheit tritt an die Stelle der großen Konturen. Das biblische Pathos und die energische Wucht historischer Schilderungen, wie sie der Stoff erfordert, fehlen der Erzählerin. Ihre Visionen werden zu rührenden Volksmärchen, ihre Legenden zu herzlichen Kinder- geschichten, deren Poesie in kleinen innigen Zügen, nicht in der Herausarbeitung des Grundgedankens liegt. Selma Lagerlöf ist am großartigsten da, wo sie auf dem Boden ihrer Heimat steht, und auch wenn sie sich in die Lüfte erhebt und auf den Flügeln ihrer Phantasie in die Weite zieht, doch mit ihrer schwedischen Erde in Berührung bleibt. Deshalb gehören ihre „Christuslegenden“, so fein sie auch Sagen und Erzählungen von Jesus, wie sie die apokryphen Evangelien überliefern, in einer persönlichen Form uns nahe zu bringen weiß, doch nicht zu ihren besten Schöpfungen. Wohl aber sind viele ihrer Geschichten des höchsten Lobes würdig, in denen die grausige Stimme der altnordischen Sage ertönt oder die weiche Melodie einer lieblichen Idylle einen alltäglichen Vorgang umspielt. Wie ursprünglich groß die Phantasie dieser Frau ist, wie sie sich hineinversetzen kann in die Nord- und Blutmischung der Vorseit, das zeigt z. B. ihre Erzählung „Herrn Arnes Schatz“, in der der schrille Ton des Mordmessers, das zur Untat geweht wird, beständig leitmotivisch anklingt und das Verbrechen allmählich in gräßlicher Deutlichkeit vor uns aufwächst. Und daneben denke man an das herrliche Kinderbuch, das in den letzten Jahren geschaffen, an die „wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson“, der mit den Wildgänzen auszieht auf merkwürdige Abenteuer, an diese schönste Dichtung, die wohl ein moderner Poet der Jugend geschenkt hat und in der man die Kindlichkeit Andersens mit einer klugen Weltweisheit vereint findet. Es scheint, als ob in der Seele Selma Lagerlöfs mannigfache Wesen ihrer vaterländischen Vergangenheit lebendig geworden sind, etwas vom Skalden und etwas vom Wikinger; die männlichsten Elemente leben in ihr, aber im Grunde ist es doch die Güte und Herzensstärke der Frau, die ihrem Dichten die charakteristischste Note gibt. Dr. P. L.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Shackletons Reisebericht. Der abenteuerliche, ungeheuerliche Reiseroman hat seit den ältesten Zeiten sein dankbares Publikum gefunden. Die Menschheit ist ja, bis auf verschwindende Ausnahmen, durch die Arbeit stets an die Scholle gefesselt, und nur die Phantasie kann, dem Wandertriebe folgend, in die Ferne schweifen. So reißt sie denn über die Ozeane zum Magnetberg, entdeckt seltsame Geschöpfe, schwimmende Eilande, unterirdische Schlösser, kämpft mit Riesen und läßt sich vom Vogel Phönix zum Kaiser von Unterchina tragen. Aber schließlich erschöpft sich der fabulierende Reiz. Die Erde wird bekannt, schon ist sie nicht mehr unendlich, nach allen Richtungen wird die begrenzte Kugel bereist

und kein Vogel Phönix findet sich, wohl aber in allerhand Variationen und anderer Gestaltung derselbe Daseinskampf wie daheim. Da wirft man die Märchenbücher, die Cooper, Marryat, Jules Verne und Karl May mißbräutig zur Seite und schreit nach der Wahrheit. Wir sind jetzt wissenschaftlich geworden und ergötzen uns nicht mehr vornach. Wenn das Tagebuch des Reisenden nicht von drei Eskimos und einem Neger telegraphisch auf seine Richtigkeit beschworen wird, so glauben wir ihm eben nicht. Stimmt aber die Geschichte, so mag er weiter erzählen von den Gefahren der Eiswüste, von Gletscherspalten, erfrorenen Leben usw. usw. Täuschen wir uns darüber nicht: Der zwei- oder mehrbändige Bericht des heutigen Forschungsreisenden, wie er (meist bei Brockhaus) mit einer Fülle von Bildern herauskommt, ist nichts als der abenteuerliche, ungeheuerliche Reiseroman früherer Perioden in moderner Gestalt. Wenn er einige Prozent populärer Wissenschaftlichkeit voraus hat, so ist er dafür literarisch um hundert und mehr Prozent schlechter. Die Nachfrage nach authentischer Gefahrschilderung ist einmal da, und ihr folgt unweigerlich das entsprechende Angebot. Deshalb table ich weder dem Verleger, der das hauptsächlichste Geschäft macht, noch den Autor, der von vornherein mit diesem Gewinn oder Erlatz seiner Reisespesen rechnet, noch endlich den Ueberleyer, der häufig um einen Pappensiel das ganze mit der Uhr in der Hand runterschmierern muß und nicht Zeit behält, wenigstens die größten Sprachfehler zu korrigieren. Für alle diese Beteiligten ist das ganze nur ein ökonomisches Ereignis, eine Konjunktur. Der hohe Preis dieser Bücher beweist neben ihrem Inhalt ohne weiteres, daß die behäbige und oberflächlich gebildete Bourgeoisie das Gros der Käufer stellt. Für den Arbeiter genügt die Charakterisierung dieser ganzen Gruppe von Werken zu der Einsicht, daß er derartige Lektüre, um die eigene Anschauung zu gewinnen, nur aus Bibliotheken zu entnehmen, aber nicht selber anschaffen wird, am allerwenigsten auf die allenthalben grassierenden Abzahlungsraten hin.

Wachen wir nun eine Probe aufs Exempel. Es erschien Shackletons Werk „21 Meilen vom Südpol“ (Berlin bei W. B. Süsserott, 2 Bde.). Shackletons Reiseroute ist an dieser Stelle schon genügend dargestellt worden. Er war natürlich nicht allein unterwegs, sondern von einem Stabe der verschiedensten Fachleute begleitet. Indessen gebührt ihm, als dem spiritus rector, der meiste Ruhm an der Sache. Aus den beiden Bänden der deutschen Ausgabe, die Hals über Kopf für den Weihnachtstisch fertiggestellt wurden, hat man das Wissenschaftliche ganz fortgelassen; es folgt in einem dritten Band nach, der freilich viel weniger gekauft und so gut wie gar nicht gelesen werden wird. Dabei wird auch dieser dritte Band immer noch quasi populär sein. Denn das wirkliche, das heißt sachmäßige wissenschaftliche Fazit läßt sich nicht so aus dem Handgelenk schütteln, bedarf oft jahrelanger Verarbeitung und wird schließlich in einer Form veröffentlicht, die für sein Publikum verdaulich ist. Shackletons und seiner Genossen Mühsal war begreiflich groß; und da die wissenschaftlichen Konstatierungen, die an den Polen unserer warten, gegenüber anderen vorhandenen Aufgaben verhältnismäßig unbedeutend sind, so darf man wohl annehmen, daß die Teilnehmer außer vom Ehrgeiz, auch noch von anderen Momenten getrieben wurden, Leben und Gesundheit bei dem Unternehmen zu riskieren. Es ist wohl in der Hauptsache jener eigentümliche Reiz, unbekanntes Gefahren zu trotzen, der zu elementarer Mächtigkeit anschwellen kann und der in der Menschheitsgeschichte schon die größten Unwägungen herbeigeführt hat. Was den weißen Fleck auf der Landkarte anbetrifft, dies irrlichternde Nichts, das jetzt eine Anzahl von Geographen fasziniert, so wissen wir also nun mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die Gegend des Südpols (im Gegensatz zum Nordpol) von Land, und zwar von einem kontinentalen Hochplateau eingenommen wird. Die gesamte Landmasse der südlichen Erdhälfte beträgt also ein wenig mehr, als früher angenommen wurde. Gegenüber dem Wasser derselben Erdhälfte ist sie aber immer noch außerordentlich in der Minderheit. Man muß einen Globus betrachten, um das recht zu erkennen, wie alle planen Karten die gewölbte Erdoberfläche nur in stärkster Verzerrung wiedergeben können. Die Verteilung von Land und Wasser zwischen nördlicher und südlicher Halbkugel ist so überraschend verschieden, daß man meinen sollte, dies Verhältnis müsse das Gleichgewicht der Erde beeinträchtigen. Doch denke man sich alles Ozeanwasser fortgenommen; die dann sichtbaren Gruben der Ozeane sind im Vergleich zum Gesamtdurchschnitt des festen Erdkörpers nicht der Rede wert. Shackleton stieg einen Gletscher hinauf zum Hochplateau und pflanzte, als er nicht mehr weiter konnte, das Banner von Großbritannien in der Eisfläche auf. So fern von der Heimat mag solche symbolische Handlung gewiß rührende Gefühle erwecken; auf den Leser wirkt eine derartige „Besitzergreifung“ aber nicht erhebender, als die Enttückung irgend einer Gruppe aus der Siegesallee. Streichen wir nun aus dem Werk die Sensation, daß die Teilnehmer eben „dort“ waren, so bleibt herzlich wenig und wir sind schon auf das Niveau der „höheren Jugend“ gelangt mit unständlichen Schilderungen, wie man gegessen, getrunken, geschlafen und wieder gegessen hat, was die Pinguine zum Grammophon sagten und die Seehunde zum mitgeführten Automobil usw. Die photographischen Aufnahmen sind so, wie sie in Anbetracht der Umstände eben nicht besser sein können und die Uebersetzung wäre lesbar, wenns das Original schon gewesen wäre und die deutsche Sprache überhaupt nicht so schrecklich schwer sein würde. Alfred Lind.